



## Kapitel

- 01 Start der Mission
- 02 Die seltsame Entdeckung
- 03 Schleichende Gefahr
- 04 Der gefangene Geist
- 05 Unbesiegbar
- 06 Jennyfer

20.10.2007

# Status: Zur Vernichtung freigegeben!

## Kapitel 01 Start der Mission

Drooak war der ranghöchste Wissenschaftler der Laaren und mit freudiger Mine konnte er endlich die Meldung an die Regierung geben, dass es ihm und seiner Mannschaft gelungen war, einen neuen Typ von Robotereinheit fertigzustellen.

Sie hatten alle Tests mit dieser Einheit durchgeführt und waren mehr als zufrieden, dass sie alles wie geplant überstanden hatte. Selbst den Versuch, sie mit der alles vernichtenden Desintegrationswaffe anzugreifen konnte diese neue Einheit mit Erfolg abwehren.

Trillionen von zusammengefügt Nanorobots hatten die auftreffende Energie sofort neutralisiert und ihren Mikrokernenergiespeichern zugeführt. Die neuen Energiewandler erzeugten aus der aufgenommenen Energie wiederum die zur Abwehr notwendige Schutzschirmenergie oder leiteten sie an die Abstrahlelemente der eigenen Desintegrationswandler weiter. Gesteuert wurde alles durch eine Zentralrechnereinheit die praktisch mittels Nanomedis sich überall in den Strukturen der Robotereinheit „bewegen“ konnte. Selbst feste Materie konnte innerhalb von Sekundenbruchteilen in reine Energie umgewandelt den internen Speichern zugeführt werden. Das wohl genialste waren die Materiewandler, die praktisch aus den Atomarteilchen jegliche Art von Festmaterie herstellen konnten. Somit war die Robotereinheit in der Lage, sich jederzeit immer wieder selbst zu regenerieren.

Die Nanomedtechnik barg aber noch ein viel größeres Geheimnis, als man bei allen Versuchen zuvor erhofft hatte. Die Informationsspeicherung war selbst bei Einheiten, die bei einem Kampf abgetrennt wurden, immer noch in jedem kleinsten Elementarteilchen vorhanden. Dadurch war zum ersten Mal in der Wissenschaft die Möglichkeit geschaffen worden, dass sich eine Kampfeinheit praktisch teilen und duplizieren konnte ohne dass zuvor alle Sektionen mit einer entsprechenden Steuereinheit ausgerüstet werden musste. Der lange Wunschtraum, eine sich selbst regenerierende Kampfeinheit herzustellen, war in Erfüllung gegangen.

Endlich war das Problem der Neubesiedelung von anderen Planeten gelöst. Bestimmt hatte das expandierende Volk der Laaren schon Millionen von Soldaten verloren wenn sie bisher auf feindliche Lebensformen gestoßen waren.

Nicht zu schweigen von den gewaltigen Verlusten von Raumkreuzern und technischem Equipment.

Jetzt waren die Laaren in der Lage, weitere Lebensräume zu erschließen und das Problem der Bevölkerungsdichte und den mangelnden Ressourcen zu lösen. Drooak war sich sicher, dass er durch seine Erfindung der Nanorobottechnik in die Geschichte seines Volkes eingehen würde.

Die nächsten Monate waren mit Geschäftigkeit erfüllt. Jetzt, nachdem man den ultimativen Kampfroboter entwickelt und die Freigabe für seinen Einsatz von der Regierung bekommen hatte, stand der Anfertigung weiterer Exemplare nichts mehr im Wege. Es war gar nicht so einfach gewesen, alle Oberhäupter von der neuen Technik zu überzeugen. Die Skeptiker hatten den Einwand, dass das Volk der Laaren praktisch vernichtet werden konnte, wenn sich solche „Kampfeinheiten“ einmal nicht mehr dem Willen ihrer Erfinder beugten und man praktisch keine Möglichkeit mehr besaß, sich gegen eine „Fehlfunktion“ zu wehren. Der Druck aller anderen, die nur die Zukunft in einer Expandierung ihres Volkes sahen, war allerdings so stark, dass die paar wenigen Zweifler einfach überstimmt wurden. Drooak hatte glaubhaft versichert, dass genug „Sicherheiten“ in den Kampfeinheiten eingebaut wären, die verhinderten, dass sich so eine Robotereinheit gegen das Volk der Laaren wendete.

Eintausend Einheiten sollten vorläufig angefertigt werden. Die Raumscanner hatten zwar noch viel mehr bewohnbare Planeten in der Milchstraße gefunden, aber fürs erste würde die Neubesiedelung von tausend Planeten die gewünschte Entlastung für die Überbevölkerung im System der Laaren bringen. Endlich sah man in der Zukunft die Möglichkeit, dass die Nachwuchsplanung nicht mehr vom Staat streng überwacht wurde, sondern dass sich die Familien wieder wie vor ein paar hundert Jahren frei entwickeln konnten. Die strenge Rationalisierung jeglicher Art von Gütern konnte einer freien Wirtschaft weichen.

Stolz nahm Drooak und sein Team die Anerkennung der Regierung entgegen. Überall in den Informationsprojektionsfeldern wurde das Ereignis des Starts der Roboteinheiten gezeigt.

Jede Einheit hatte als Ziel einen bewohnbaren Planeten einprogrammiert. Die neue Alphawellenscannung würde schnell herausfinden, ob sich dort feindliche Lebensformen befanden. Nach deren Vernichtung würde die Robotereinheit die Meldung für eine Besiedelbarkeit an die Heimatwelt der Laaren abschicken.

Mit donnerndem Getöse zündeten die Trägerkapseln den Supraimpulsantrieb und es war ein gigantisches Schauspiel, gleichzeitig Eintausend Einheiten beim

Start zu fremden Welten zuschauen zu dürfen. Der Antrieb würde in gebührender Entfernung zum Heimatplanet der Laaren die fast zweitausend Tonnen schweren Kampfeinheiten auf mehrfache Lichtgeschwindigkeit beschleunigen.

Viele der Laaren hatten sich schon in die Listen eingetragen um einer der ersten für die Neubesiedelung einer neuen Heimat sein zu dürfen. Alle Hoffnung lag jetzt auf dem Erfolg der Mission mit den neuen Robotereinheiten.

Auf dem Planet der Menschen, der Erde:

In den Nachrichten wurde wieder einmal von der erfolgreichen Entschärfung einer Bombe berichtet. Terroristen hatten sie in einem Auto mitten in der belebten Innenstadt von Frankfurt deponiert. Nur der sprichwörtlichen Gründlichkeit der deutschen Polizei war es zu verdanken, dass die Sprengladung entdeckt worden war.

Beim Versuch, das Auto abzuschleppen fiel den Beamten der ungewöhnlich vollbeladene Innenraum des Fahrzeugs auf. Ein Spezialteam konnte dann die Bombe mit Erfolg entschärfen, nachdem die Innenstadt weiträumig gesperrt worden war. Aus den umliegenden Häusern hatte man ebenfalls die Einwohner evakuiert.

So ein Ereignis erzeugte selbst in der heutigen Zeit doch noch Aufmerksamkeit in den Nachrichten. Weltweit gab es viele solcher Meldungen. Langsam schienen sich aber die Ziele der Terroristen auch nach Deutschland zu verlagern.

Es gab noch eine interessante Tagesmeldung. Man hatte einen Meteor entdeckt, der in zwei Tagen ganz dicht an der Erde vorbeiziehen würde. Wenn klares Wetter an dem Tag herrschte, hoffte man, ihn sogar mit bloßem Auge beobachten zu können.

"Hast du das mit dem Meteor gehört", fragte Susan ihren Mann. Er war bei einer Forschergruppe beschäftigt, die seismische Aktivitäten weltweit registrierten und Voraussagen auf Erdbeben oder Tsunamis erstellten.

Natürlich hatte John schon von dem in zwei Tagen an der Erde vorbeiziehenden Meteor gehört.

Zweitausend Tonnen Masse sollte der Meteor besitzen. "Ja selbstverständlich habe ich schon davon gehört, vermutlich schon lange bevor es die Nachrichten brachten" antwortete er sofort. Fast nachdenklich fügte er noch hinzu: "Wenn der auf der Erde einschlagen würde gäb's eine riesige Katastrophe".

Susan räumte weiter die Teller und das andere Geschirr aus der Spülmaschine. "Da haben wir wieder mal mehr als Glück als Verstand dass dieser Brocken uns nicht trifft", atmete sie erleichtert auf. Fast in jeder Minute trafen kleine Meteorteilchen auf den Luftschichten der Erde auf und verglühten normalerweise durch die Reibungshitze ohne Schaden anzurichten. In den klaren Nächten konnte man recht oft beobachten, wie solche Brocken mit einem Feuerschweif in der Atmosphäre verglühten. Manche meinten, wenn sie so eine „Sternschnuppe“ sahen, dass sie sich etwas wünschen könnten und ihnen dieser Wunsch dann in Erfüllung ginge.

Zwei Tage später. Es gab weltweit eine richtige Euphorie. Jeder wollte das Ereignis mit dem Meteor sehen. Die Firmen beklagten sich darüber, dass viele für diesen Tag Urlaub beantragt hatten. Manche äusserten offen ihre Kritik an den Medien, für solchen Aufruhr gesorgt zu haben.

Die Fernrohre waren alle auf die Flugbahn des Meteors ausgerichtet. Viele Nachrichtensender hatten auf Livesendung geschaltet um von dem Ereignis zu berichten.

Am späten Nachmittag sollte das Ereignis stattfinden. So circa um siebzehn Uhr. Jeder wartete gespannt - es war inzwischen siebzehn Uhr. Weit und breit kein Meteor zu sehen.

Eine halbe Stunde später - immer noch nichts zu sehen. Manche waren schon leicht verärgert, sie hatten offensichtlich umsonst einen Tag Urlaub verbraucht und sich Ärger mit dem Chef eingehandelt. Schon früh waren sie losgezogen um sich eine gute Beobachtungsposition zu sichern. Schon am Vormittag berichteten die Medien, dass es an den Aussichtstürmen vielerorts Rangeleien gegeben habe und deshalb die Ordnungshüter alle Hände voll zu tun hätten.

Achtzehn Uhr. Selbst manche Medien äusserten bereits Zweifel an der Richtigkeit von dem wissenschaftlich zuvor angekündigten Ereignis - so konnten diese Wissenschaftler sich doch nicht in dem Zeitpunkt geirrt haben.

Die Wissenschaftsredaktion berichtete indessen immer noch, dass der Meteor weiter auf der berechneten Bahn flog. Die Verzögerung wäre allerdings nicht erklärbar.

Dann kamen die ersten Bilder von den größten Teleskopen. Man konnte undeutlich einen kleinen winzigen leuchtenden Punkt in der Mitte des Bildes sehen.

Manche waren inzwischen wütend wieder nach Hause gegangen, hatten die zuvor gute Beobachtungsposition verlassen. Das war schon ärgerlich. Wahrscheinlich flog dieser Meteor so weit an der Erde entfernt vorbei, dass man ihn ohne speziellem Fernrohr gar nicht sehen konnte.

Andere, besonders Optimistische, die eisern verharrten, wurden um genau Zwanzig Uhr siebenundvierzig für ihr Ausharren belohnt.

Es hatte bereits angefangen zu dunkeln, als man plötzlich einen hellen schnell näherkommenden gewaltigen Feuerball erkennen konnte.

Die Nachrichten überschlugen sich jetzt förmlich. Man konnte etwas von Bahnänderung und Einschlag auf der Erde hören.

Die Feuerkugel zog inzwischen einen langen glühenden Schweif hinter sich her. Dieser Meteor schien sogar die Frequenzen der Nachrichtensender zu stören. Das Prasseln der Störsignale wurde immer lauter.

Das letzte was man noch deutlich verstehen konnte, war die Warnung, dass entgegen allen zuvor gemachten Berechnungen der Meteor doch auf der Erde einschlagen würde.

Panik entstand. Jeder der Beobachter hatte das Gefühl, dass das Unheil direkt auf ihn zukam. Der Himmel hatte sich inzwischen glutrot gefärbt. Ein plötzlich aufkommender gewaltiger Sturm verriet die ersten Auswirkungen dieses Meteors.

Dann konnte man sogar das Rauschen hören, das durch diesen Brocken verursacht wurde. Manchmal flackerten noch vereinzelt Bilder im Fernsehen auf, auf denen man erkennen konnte, dass dieser Meteor gewaltige Wirbelstürme ausgelöst hatte.

"Wissenschaftlich ein völliges Rätsel" - meinte ein noch live geschalteter Sprecher. "Der Meteor scheint die Erde innerhalb der Luftschicht zu umrunden - unmöglich" - konnte man aus dem Störgeprassel mit viel Mühe hören.

Den Einschlag brauchte niemand zu kommentieren. Wie ein starkes Erdbeben konnte jeder weltweit die Erschütterung spüren, als die Feuerkugel kurz vor der Küste bei Rio de Janeiro im Meer einschlug.

Eine gewaltige Wasserwalze schwappte hunderte von Kilometern bis ins Landesinnere und begrub alles unter sich was zwischen die alles zermalmenden Wassermassen kommen konnte.

Hunderte von Fischerbooten wurden in den Strudel gerissen, den dieser Meteor in dem Wasser erzeugt hatte.

Am Einschlagort wurde das Wasser sofort in Dampf verwandelt als es mit der Oberfläche des auf mehrere Tausend Grad erhitzten Meteors in Berührung kam.

Überall schwammen abgekochte tote Fische. Am Einschlagort bildete sich ein riesiges Nebelfeld von dem verdampfenden Wasser.

Jetzt hatte sich die Wasserwalze im Landesinnern totgelaufen, das Wasser floss wieder zurück zum Meer. Nahm alles mit, was es zuvor zermahlen und unter sich begraben hatte.

So eine Katastrophe hatte man bisher noch nie erlebt – nicht einmal beim schlimmsten Tsunami. Weltweit wurde sofort zu Hilfsaktionen aufgerufen um den Verletzten und Überlebenden dieser Region zu helfen.

Ein paar Tage später. Die ersten Aufnahmen vom Einschlagort des Meteors. Grausige Bilder. Trümmer, Leichenteile, kochendes Wasser und den zischenden Dampf, der hunderte Meter in die Luft schoss.

Das Landesinnere war völlig zerstört. Überall ein Bild der totalen Vernichtung. Tausende Schwerverletzte und Obdachlose mußten versorgt und untergebracht werden.

Auf der gesamten Erde hatte es riesige Schäden durch gewaltige Wirbelstürme gegeben. Waldbrände tobten sich in den Gegenden aus, über die der Meteor seine Bahn gezogen hatte. Durch die Wirbelstürme wurde das Feuer nicht nur angefacht, es wurde praktisch über hunderte Kilometer ins Landesinnere getrieben. Die Rettungsmannschaften, Feuerwehren und Hilfsorganisation wussten nicht, wo sie zuerst anfangen sollten. Die Schadensmeldungen nahmen kein Ende. Trotz modernster Technik waren die Telefon- und Funknetze hoffnungslos überlastet. Manche gaben ihren Versuch, die Feuerwehr oder die Rettungsmannschaft zu rufen genervt auf und versuchten selbst, die Brände die überall aufflackerten zu löschen.

Die Ordnungshüter hatten aber nicht nur mit dem Ausmaß dieser Katastrophe zu tun, sie beschäftigte noch ein ganz anderes Problem. Manche kriminellen Individuen wollten jetzt die Situation ausnutzen und fingen an, einzelne Wohnungen und Geschäfte zu plündern, während die anderen damit beschäftigt waren die Brände selbst einzudämmen oder den Verletzten zu helfen.

Gottseidank hatte die Erdkruste dem Einschlag standgehalten und die Oberfläche war nicht aufgebrochen. Diese Katastrophe hätte die Menschheit bestimmt nicht überlebt.

Tief unten im Meer. Die Roboteinheit hatte ihr Zielgebiet erreicht und war „gelandet“. Die Scannung der Alphawellen der auf diesem Planeten ansässigen Lebensform lief auf vollen Touren.

Die Scannung war abgeschlossen mit einem eindeutigen Ergebnis: Überwiegend absolut feindliche biologische Lebensform in einer milliardenfachen Population. Status der zu erwartenden Gegenwehr: Als stärkste Waffen, atomare Bomben - von den Nanorobots absorbierbar. Status der biologischen Zellenzusammensetzung der feindlichen Lebensform: Durch Nanomeds infiltrierbar – Desintegrationsgegenwehr bei fünf Prozent. Zellkernwandlung möglich.

Orderbefehl nach Auswertung der Scannung: Feindliche biologische Lebensform vollständig neutralisieren, Planet für Besiedelung durch die Lebensform der Laaren vorbereiten.

Die Aussenhülle der Transportkapsel für die Robotereinheit wurde abgesprengt.

Froh darüber, den Einschlag des Meteors überlebt zu haben registrierten die Wissenschaftler, dass sich die Wärmeenergie des Meteors schneller zu verlieren schien als erwartet.

In diesem Moment ahnte keiner der Menschen welche Gefahr für die Menschheit sich gerade auf dem Meeresgrund in Bewegung setzte.

In der Zentralrechnereinheit der Robotereinheit, die aus Trillionen synaptischer Knotenpunkte spezieller selbstregenerierender gekapselter Aminosäureverbindungen bestand und damit eine Intelligenz erreichte, die vermutlich alles was sich die Menschen je vorstellen konnten in den Schatten

stellte, war die Entscheidung gefallen: Die Menschheit war zur vollständigen Vernichtung freigegeben.

Innerhalb weniger Sekunden hatte der Zentralrechnerkern des Roboters einen Schlachtplan entwickelt, wie er am effektivsten und schnellsten sein Ziel erreichen konnte. Die „Maschine“ setzte sich in Bewegung, den Plan auszuführen.

Die Scannung der Energiestrukturen dieses Planeten hatte in der Zentralrechnereinheit ein genaues Abbild ergeben, wo sich die feindliche Lebensform dieses Planeten konzentriert hatte. Über den gesamten Planeten verteilt gab es viele „Ansammlungen“ die es galt als erste zu vernichten. Diese Spezies Mensch war anscheinend unberechenbar, hatte viele andere Lebensformen bereits vollständig ausgerottet und selbst die einzelnen Völker dieser Spezies waren so grausam, sich selbst gegenseitig zu vernichten.

In den großen Gewässern schwammen noch ein paar wenige Lebensformen, die überaus intelligent waren und als harmlos eingestuft werden konnten. Delphine wurde diese Lebensform genannt. Bestimmt konnten die Laaren mit dieser Lebensform kooperativ leben wenn sie anfangen den Planet zu besiedeln.

Ein weltumspannendes Datennetz dieser Spezies Mensch verriet der Robotereinheit, dass die Menschen äusserst erfinderisch waren, wenn es darum ging, eine andere Lebensform zu vernichten. Nach der „Speicherung“ der Informationen, die die Robotereinheit von dem Datennetz scannen konnte, stand fest, dass vor einer Besiedelung dieses Planeten wirklich sichergestellt werden musste, dass keine dieser äusserst gefährlichen und brutalen Lebensform irgendwo versteckt überlebt hatte.

## Kapitel 2 Die seltsame Entdeckung

Die Wissenschaftler hatten keine Erklärung, warum sie sich so in dem Zeitpunkt des Ereignisses verrechnet hatten, und vor allem in der Voraussage des Vorbeifluges dieses Meteors an der Erde so daneben lagen.

Einzig die zuvor geschätzte Masse dieses Brockens schien sich zu bestätigen. Als er durch die Atmosphäre gesaust war, konnten einige Radarstationen eindeutig seine Masse bestimmen. Dass diese Masse nicht die Erdkruste durchschlagen hatte, war an sich ein wissenschaftlich nicht erklärbares Wunder. Das Wasser bremste zwar den Aufprall, aber alle Computerberechnungen sagten das gleiche: die Geschwindigkeit mit der dieser Meteor in die Atmosphäre eingedrungen war, hätte normalerweise aufgrund der gespeicherten kinetischen Energie ausgereicht, eine gigantische Katastrophe auszulösen. Aufgrund seiner Größe hätte dieser „Brocken“ eigentlich mit einer unvorstellbaren Kraft auf dem Meeresboden auftreffen und ihn durchschlagen müssen. Die Auftriebskräfte des Meerwassers, die der Computer berechnete, reichten bei weitem nicht aus, diese schnelle „Abbremsung“ des Meteors zu erklären.

Fast schien es so, als ob der Meteor von irgend etwas gelenkt und im letzten Augenblick irgendwie gebremst worden wäre. Allerdings war so etwas physikalisch völlig unmöglich.

Ein weiteres Rätsel war die Tatsache, dass sich der Meteor durch die Luftschicht zwar auf mehrere Tausend Grad Temperatur aufgeheizt, aber trotzdem keine Masse durch Verbrennung verloren hatte. Es gab auf der Erde kein Material, das nicht bei solchen hohen Temperaturen anfang zu verdampfen und zu verglühen. Normalerweise verglüht der größte Teil eines Meteors beim Durchflug durch die Erdatmosphäre und nur die „Reste“ kommen auf der Erdoberfläche an.

Es würde noch Wochen dauern, bis man mit Tauchgeräten sich dem Meteor nähern konnte um Bilder von dem Gebilde zu bekommen. Bestimmt hatte sich der Meteor tief in den Meeresboden hineingebohrt und einen gewaltigen Krater hinterlassen. Die Messungen vorort verrieten momentan, dass sich die aufgeheizte Materie anscheinend unwahrscheinlich schnell abkühlte. Noch so ein nicht wissenschaftlich erklärbares Phänomen.

John wertete die Daten aus, die seine Seismographen beim Einschlag des Meteors aufgezeichnet hatten. Die Erschütterung der Erde, war weltweit zu spüren gewesen. Eigenartigerweise verlief die Kurve nicht so steil, wie sie hätte eigentlich bei einem Meteoreinschlag dieser Massenordnung verlaufen müssen.

Fast schien es so, als ob dieser Meteor gewaltige Magnetfelder um sich herum besessen hätte, die seinen Aufschlag bremsen und er deshalb seine kinetische Energie langsamer abbauen, oder schon vor dem Auftreffen auf die Wasseroberfläche abgeben konnte. Kein Forscherteam berichtete allerdings von ungewöhnlichen Magnetfeldern in der Nähe des Einschlagortes. In weitem Umkreis wurde das Wasser immer noch so erhitzt, dass es in Form von Dampf in die Luft stieg und den Unglücksort in einen geheimnisvollen Nebel einhüllte. Ein Näherkommen war somit vermutlich noch für Tage und Wochen nicht möglich um genauere Messungen durchführen zu können.

John lies noch einmal alle registrierten Daten von seinem Rechner in einem Simulationsprogramm durchlaufen. Irgend ein Fehler musste sich eingeschlichen haben. In der Simulation wurde das Wasser lange vor dem eigentlichen Aufschlag des Meteors auf der Wasseroberfläche verdrängt. Physikalisch völlig unmöglich. Dieser Meteor gab den Wissenschaftler mehr Rätsel auf, wie ihnen lieb war.

Sorgfältig kontrollierte John noch einmal alle Messdaten und gab sie zur Sicherheit erneut in das Simulationsprogramm ein. Wieder das gleiche Ergebnis. Das Wasser wurde lange vor dem eigentlichen Auftreffen des Meteors als gewaltige Welle ins Landesinnere verdrängt. Dieser Meteor hatte praktisch seine kinetische Energie tatsächlich vor dem Einschlag an das Wasser abgegeben. Das Ganze war wissenschaftlich nicht erklärbar, das glaubte ihm kein Mensch.

John gab jetzt in dem Berechnungsprogramm einen Parameter ein, der die Magnetfeldstärke ermitteln sollte, falls tatsächlich vor dem Einschlag dieser Effekt der Wasserverdrängung stattgefunden hatte. Als Ergebnis wurde eine Zahl geliefert, die alles überstieg, was sich John als Wissenschaftler vorstellen konnte. So ein gewaltiges Magnetfeld müßte leicht zu orten sein - es war fast zweitausend Mal größer als das Magnetfeld der Erde.

Sofort berichtete John seine Entdeckung an die Hauptzentrale weiter. Wenn sich ein Schiff diesem Meteor zu dicht näherte, wurde es vermutlich durch dieses Magnetfeld unbarmherzig in die Tiefe gezogen. Dass seine Entdeckung auf ziemlich großes Unverständnis traf, war für ihn keine Überraschung. Er konnte es ja fast selbst nicht glauben, was er entdeckt hatte.

Die Poseidon Fünf war ein Forscherschiff, das sich momentan am dichtesten bei dem Ort des Meteoreinschlags aufhielt. Sofort wurden die dort anwesenden Wissenschaftler über die Entdeckung von John in Kenntnis gesetzt. Allerdings konnten sie nach mehreren Messungen seine Theorie nicht bestätigen.

Sie hatten inzwischen etwas völlig anderes, nicht weniger Ungewöhnliches entdeckt. Der Meteor schien sich auf dem Meeresgrund zu bewegen. Irgendwie schienen die Ortungsgeräte verrückt zu spielen. Man räumte ein, dass John vielleicht doch recht behielt und tatsächlich gewaltige, nicht messbare überdimensionale Magnetfelder diese Störungen verursachten. Vermutlich bestand der Meteor hauptsächlich aus irgend einer neuen Zusammensetzung von Meteoriten das starke Magnetfelder in sich barg. Bis jetzt gab es noch keine Funde, wo solch ein Material ähnliche Eigenschaften aufweisen konnte.

Vorsichtshalber befahl der wissenschaftlicher Leiter der Crew, mit der Poseidon Fünf auf Sicherheitsabstand zu dem Meteor zu gehen. Nach kurzer Zeit kam allerdings der Funkspruch, dass der Meteor ihrem Kurs „gefolgt“ wäre - die Messgeräte schienen jetzt völlig verrückt zu spielen.

Das war das letzte, was man von der Poseidon Fünf hörte. Sie verschwand von einem Augenblick zum anderen von den Radarschirmen. Nur noch die gewaltige Masse des Meteors leuchtete auf den Bildschirmen jedesmal auf, wenn der Ortungsstrahl sie erfasst hatte. Keiner bemerkte, dass sich diese Masse sogar etwas vergrößert hatte, als die Poseidon Fünf verschwunden war. Das wohl verrückteste war allerdings die Tatsache, dass sich die Masse dieses Meteors tatsächlich zu bewegen schien.

Ramin stand fassungslos vor dem Trümmerhaufen, das einmal das Haus seiner Eltern und Geschwister gewesen war. Nichts war mehr übriggeblieben, nur noch ein paar Steine und das Gewirr aus zerbrochenen Balken und Brettern erinnerte ihn daran, dass er noch vor einer Woche mit seiner Familie hier glücklich gelebt hatte.

Das Ungeheuer Meer war gekommen und hatte ihm alles genommen was ihm im Leben lieb und wert war. Die Mutter, den Vater, seine beiden Brüder und selbst seine jüngste Schwester hatte es nicht verschont. Nicht einmal ein Kleidungsstück hatte man von einem seiner Familienangehörigen in den Trümmern gefunden. Das Wasser hatte einfach alles mitgerissen und ins Meer gespült. Auch seine Freunde waren verschwunden, einfach weg – ausgelöscht.

Nur er war von dem Dorf übriggeblieben. Die Oma im Landesinnern hatte er besucht. Dort sah er sogar im Fernsehen, wie sich die Katastrophe abspielte. Der Himmel hatte richtig geblüht, bevor dieser Meteor in das Meer eingetaucht war. Eine riesige Wasserwelle begrub danach alles unter sich – bis weit ins Landesinnere. Tagelang konnte man nichts über das Schicksal seiner Angehörigen in Erfahrung bringen.

Als die Nachricht kam, hatte seine Oma geweint – sie erfuhr am Telefon, dass ihre Tochter und all ihre Enkel ausser Ramin bei dem ausgelösten Tsunami ums Leben gekommen waren. Die ersten Bilder im Fernsehen zeigten nur Tod und Zerstörung.

Ramin wollte sofort heim, seine Familie suchen. Vielleicht lebte doch noch jemand und brauchte dringend Hilfe.

Wie sollte er aber mit seinen zwölf Jahren von der großen Stadt wo seine Oma wohnte, zu dem kleinen Dorf gelangen, das mehr als dreihundert Kilometer entfernt lag? Der Bus fuhr bestimmt nicht mehr in diese Unglücksregion. Vielleicht nahmen ihn die Helfer mit, die überall starteten um die Verletzten und Obdachlosen zu bergen. Auf einen Schild schrieb er den Namen seines Dorfes und lief damit die langen Reihen von Lastwagen ab, die sich für die Hilfsaktionen bereit gemacht hatten. Meist waren sie so vollgeladen, da hatte er keinen Platz mehr.

Plötzlich wurde Ramin von jemand angesprochen. Zwei Männer in einem Auto wollten von ihm wissen, ob er aus dem Ort stamme, dessen Name auf seinem Schild stand. Ramin nickte nur traurig mit dem Kopf. Die beiden Männer waren Reporter von einer großen Zeitung und wollten für die Berichterstattung vor Ort in das Unglücksgebiet fahren. Sie erklärten sich kurzerhand bereit. Ramin bei der Suche nach seinen Angehörigen zu helfen. Das würde bestimmt ein guter Livebericht werden – meinte der Jüngere von Ihnen.

Je näher sie mit ihrem Fahrzeug, einem geländegängigen Jeep, dem Unglücksort kamen, desto deutlicher konnten sie das wirkliche Ausmaß der Katastrophe erkennen. Manchmal war es gar nicht einfach, den vielen ausgerissenen Bäumen ausweichen zu können. Nur der Allradantrieb verhinderte, dass sie steckenblieben, wenn Teile der Straße einfach fehlten und man über Geröll und Trümmer fahren mußte.

Mehr als zwei Tage waren sie unterwegs, bis sie sich an die Küste mit dem Heimatort von Ramin durchgekämpft hatten. Auf der Fahrt hatten sie so viele Bilder gemacht, dass es für drei Berichte gereicht hätte. Direkt an der Küste lebte nichts mehr – das Wasser hatte alles Leben mit sich gerissen oder in den Trümmern zermalmt. Es waren grausige Bilder die sie zu sehen bekamen. Menschen, oder das was von ihnen übriggeblieben war, hingen in den Ästen der ausgerissenen Bäume sofern die Gewalt des Wassers es nicht vermocht hatte, sie ins Meer zu schwemmen. Die Häuser waren nur noch ein Trümmerfeld. Mitten in dem, was einmal ein blühendes Dorf gewesen war, hatte das Wasser ein Fischerboot angeschwemmt – es sah fast aus wie das Bild in der Bibel mit der Arche Noah – allerdings war es ein Totenschiff, niemand von den Fischern lebte mehr.

Ramin konnte nicht einmal mehr weinen, als er sah, was der Tsunami von seinem Dorf übriggelassen hatte. Die Trauer und Angst, alles verloren zu haben schnürte ihm unbarmherzig die Kehle zu. Einer der Männer, Fernando nannte ihn sein Partner, wollte den Jungen beruhigen – vielleicht lebte doch noch jemand von seiner Familie. Ramin konnte ihm keine Antwort geben – trotz aller Anstrengung schien er seine Sprache verloren zu haben. Der Schock hatte ihn wie gelähmt.

Das Meer. Ramin sah traurig auf das Meer, das er zuvor so geliebt hatte und jeden Tag in jeder freien Minute besuchte um sich an den Wellen zu erfreuen. Das Meer hatte ihm alles genommen. Er konnte sein Unglück nicht begreifen. Warum war es so grausam gewesen?

Die beiden Reporter machten noch einige Aufnahmen der totalen Zerstörung des Dorfes von Ramin. Sie waren bestimmt richtige Profis, aber so etwas lies auch sie nicht kalt – die Trauer des Jungen, der dort einsam am Strand stand und auf das Meer blickte, steckte sie irgendwie so langsam an.

„Wir müssen wieder zurück, hier lebt bestimmt niemand mehr“, riss Fernando seinen jüngeren Kollegen aus der aufkommenden Nachdenklichkeit. Leon ging zu dem Jungen um ihn dazu zu bewegen, mit ihnen wieder zurück in die Stadt zu fahren. Der Junge hatte ihnen von der Oma erzählt. Sie würde sich bestimmt um den Jungen kümmern.

Fernando räumte die Kameraausrüstung in den Jeep, während sein Kollege in Richtung des Jungen marschierte.

„Das Ungeheuer – das böse Ungeheuer kehrt zurück. Es wird jetzt auch uns töten“, schrie plötzlich der Junge in einer nie gekannten Panik. Fernando dachte bei sich, dass es am Abend immer etwas größere Wellen vom Meer gab, die an den Strand rollten. Bestimmt glaubte Ramin, dass jetzt schon wieder ein Tsunami ausbrechen würde. Das war ja auch nicht verwunderlich nach diesem Schock den er erlitten hatte.

„Schnell Junge, renn weg, sonst erwischt es dich!“, schrie jetzt auch Leon, sein jüngerer Kollege, ebenfalls in einer nie gekannten Panik in der Stimme. Was war denn in die beiden gefahren?

Fernando drehte sich um und sogleich schnürte auch ihm die Angst die Kehle zu. Die Kamera fiel ihm aus der Hand, fing an zu laufen und machte ein ungewolltes Protokoll von dem Ungeheuer, das alle Drei so in Panik versetzt hatte. Das was er sah, war so ungeheuerlich, dass er nicht einmal mehr wagte zu atmen. Instinktiv stolperte er rückwärts um der Gefahr zu entgehen – wußte aber

tief in seinem Inneren, dass dies die letzten Sekunden seines Lebens sein würden.

### Kapitel 3 Schleichende Gefahr

Es sorgte überall für mehr als Verwirrung, aber die Ortungsergebnisse aller Radarstationen zeigten eindeutig, dass sich die Masse des abgestürzten Meteors tatsächlich bewegte. Bei mehr als zweitausend Tonnen Meteoreisen konnte man sich einfach nicht täuschen. Warum dies so war, musste noch ergründet werden. Es widersprach jedenfalls allen physikalischen Gesetzen.

Hatte John schon mit seiner Magnetfeldtheorie für Aufregung gesorgt, die neuen Messungen setzten dem noch eins drauf.

Seismologische Messgeräte sind bekanntlich sehr empfindliche Messgeräte die jede kleinste Erschütterung registrieren. Es hatte in der Vergangenheit schon viele Versuche gegeben, was die Ursache für ein Erdbeben sein könnte. Selbst die verrückte Idee, was passieren würde, wenn alle Menschen weltweit gleichzeitig von einem Stuhl springen würden, hatten Forscher ausprobiert. Ein Erdbeben wurde damit zwar nicht ausgelöst, aber die Messgeräte hatten deutlich die Schwingungen aufgezeichnet, die dabei entstanden waren.

John saß nun etwas ratlos vor seinen Kontrollen und überlegte krampfhaft, wie er der Hauptzentrale seine neue Entdeckung berichten sollte. War seine erste Meldung schon fast unglaublich gewesen, das was er jetzt entdeckt hatte übertraf das ganze noch einmal um Längen.

Seine Messgeräte registrierten winzige Erschütterungen in relativ gleichem Takt - die sich langsam landeinwärts zu bewegen schienen. Es sah fast so aus, als ob eine gigantische Spinne auf der Erdoberfläche krabbeln würde und dabei dieses Schwingungen verursachte.

Der Computer hatte innerhalb weniger Minuten den Ursprungsort dieser Schwingungen lokalisiert. Das Epizentrum lag genau deckungsgleich mit dem Absturzort des Meteors.

Als John die Leitzentrale kontaktierte, herrschte dort offensichtlich Aufregung über eine zuvor eingegangene Nachricht anderer Beobachtungsstationen. Der Meteor würde sich bewegen hieß es nur kurz. Jetzt gab John seine Messergebnisse durch und bestätigte damit eigentlich nur die verrückte Tatsache, dass sich der Meteor anscheinend doch Richtung Landesinneres bewegte.

Allerdings hatte John noch etwas alarmierendes entdeckt: die Schwingungen schienen an Intensität kaum spürbar zuzunehmen, was letztendlich bedeutete, dass sich die Masse dieses bewegenden Objektes sich laufend vergrößerte.

Wahrscheinlich hatten die Wissenschaftler noch nie so schnell einen Datenvergleich ihrer Radarortung durchgeführt.

Das "Objekt" hatte sich in der Tat vergrößert und an Masse zugenommen. Der direkte Vergleich von den ersten Bildern die sich im Zentralrechnerspeicher befanden und den neusten Daten waren eindeutig. Jetzt wußte man auch, wohin die Poseidon Fünf so schnell verschwunden war. Genau im Augenblick ihres Verschwindens war die Masse des Meteors um diesen Betrag sprunghaft angestiegen - wie wenn der Meteor die Poseidon verschluckt hätte.

Es wäre für die Familie Bonner eine freudige Erwartung geworden, bald würde es soweit sein - der Nachwuchs hatte sich angekündigt. In immer kürzeren Abständen setzten die Wehen ein. Hartmut wußte, dass er noch am gleichen Tag Vater einer Tochter sein würde. Carmen seine Frau hatte man vor vier Wochen ins Krankenhaus gefahren, nach ihrem schweren Unfall.

Ein ganzes Team von Ärzten stand schon bereit. Der betreuende Arzt machte sich anscheinend große Sorgen, dass alles gut gehen würde und hatte diese Maßnahme angeordnet.

Alles war so gut verlaufen bis zu dem Tag, als seine Frau am Morgen schnell wie gewohnt die Brötchen fürs Frühstück holen wollte. Die Bäckerei war nur ein paar Meter von der Haustür entfernt. Nur eine Straße musste man überqueren.

Es gab einen Zebrastreifen, gut einsehbare Schilder - ein sicherer Fußgängerüberweg.

Eine Tochter würde es werden. Das kleine Wesen war gut auf dem Ultraschallbild zu erkennen gewesen. Und lebhaft war die Kleine. Ein richtiger Wildfang. Strampelte manchmal, dass man es sogar an der Bauchdecke der Mutter sehen konnte. Gesund wie ein Fisch im Wasser, meinte der Hausarzt.

"Pass auf die Kaffeemaschine auf - nicht dass wieder das Wasser überkocht", rief Carmen gutgelaunt zu ihrem Mann gewandt. "Ich hol nur mal schnell frische Brötchen!"

"Bleib doch hier, ich hole die Brötchen", versuchte Hartmut sie zurückhalten. Er wollte seine Frau schonen - bestimmt war es mühsam mit so einem dicken Bauch über die Straße zu laufen.

"Ich brauche ein wenig Bewegung - das schadet unserem kleinen Wildfang bestimmt nicht" - und schon war seine Frau aus dem Haus.

Hartmut sah kurz auf die Kaffeemaschine - er hatte extra darauf geachtet, nicht zuviel Wasser einzufüllen. Das gab eine mächtige Sauerei wenn der heiße Kaffee überlief und sich überall ausbreitete.

Nie wird er das Geräusch vergessen. Ein kurzes Quietschen von Reifen und danach ein Platschen - wie beim Metzger wenn der ein großes Stück Fleisch bearbeiten wollte und auf die Schneidunterlage warf.

Hartmut wußte nicht, was passiert war - instinktiv ahnte er Schlimmes. Rannte fast in Panik aus dem Haus. Seine Frau! Das Kind!

Er bog um die Ecke, nach wenigen Metern von der Haustür entfernt war der Zebrastreifen. Der sichere Fußgängerüberweg. Ein Auto stand schräg, mitten auf dem Zebrastreifen. Einer hielt ein Handy ans Ohr, sprach irgend etwas aufgeregt ins Mikrofon.

Wie in Trance lief Hartmut zu dem Bündel, das vor dem Auto lag, halb begraben unter dem Fahrgestell.

Eine unsichtbare Hand drückte seine Kehle zu, er konnte seine Hände nicht mehr spüren. Das was halb unter dem Auto eingeklemmt lag - war seine hochschwangere Frau.

"Es tut mir so leid - war so in Gedanken - habe ich doch nicht gewollt - mein Gott..." stammelte neben ihm eine junge Frau, leichenblass im Gesicht. Sie war die Fahrerin des Autos. Frisch den Führerschein gemacht. Sie hatte es eilig gehabt.

"Ich habe sie nicht gesehen", stammelte sie immer wieder.

Das Geräusch einer Sirene heulte auf, kam schnell näher. Der Notarzt.

Hartmut stand wie versteinert neben seiner Frau die reglos unter dem Auto eingeklemmt war. Er konnte sich vor Schock nicht bewegen.

Die Bäckerei war inzwischen leer - die Leute standen alle auf der Straße. Zwei knieten neben der eingeklemmten Frau, versuchten sie anzusprechen - konnten nicht helfen.

Die beiden Notärzte sprangen aus dem Auto. Hasteten zu dem Unfallopfer.

"Sie lebt noch" - hörte Hartmut wie von ganz weit her. Er konnte sich fast nicht mehr auf den Beinen halten.

"Das habe ich nicht gewollt", hörte er wie durch einen Nebel. Es war die junge Frau die offensichtlich selbst einen Schock erlitten hatte.

Einer der Notärzte hatte inzwischen telefoniert.

Die Polizei war eingetroffen. Sie machten Platz, drängten die Umstehenden zurück.

Wieder ein Signal. THW und Feuerwehr. Man mußte das Auto anheben um das Unfallopfer zu befreien.

"Der Mann da - das ist der Mann von der Verunglückten" Es war die Stimme der Bäckersfrau. Sie kannte die Familie Bonner sehr gut. Jeden Tag kaufte Frau Bonner frische Brötchen.

"Mein Gott, die arme Frau, die hat sich so auf den Nachwuchs gefreut", sagte irgend jemand.

Noch ein Rettungsfahrzeug traf ein. Blieb mit grell blinkenden Lampen stehen.

"Er hat einen schweren Schock", beorderte einer der Notärzte den neu eingetroffenen Helfer zu Hartmut.

Die Angst um das Leben seiner Frau und des Kindes schnürte Hartmut noch immer die Kehle zu.

Er spürte nicht einmal den kurzen Piekser, als man ihm ein Beruhigungsmittel gab.

Die eiserne Hand schien allerdings plötzlich den Griff um seine Kehle zu lockern. "Meine Frau - was ist mit meiner Frau und dem Kind?", flüsterte er leise zu seinem Betreuer.

Ein seltsames Geräusch ertönte. Es war die Hydraulik mit der man das Auto endlich hochstemmte um das Unfallopfer darunter hervorziehen zu können.

"Es sieht schlimm aus", drang wie ein weiterer Schock an das Ohr von Hartmut.

Das Beruhigungsmittel zeigte allerdings seine Wirkung. Die Hände und Füße fingen an zu kribbeln - das Blut fand wieder einen Weg zurück. Der Schock hatte ihn zuvor gelähmt.

"Ich habe sie wirklich nicht gesehen", beteuerte die junge Frau mit weinerlichem Unterton in der Stimme. "Es tut mir so unendlich leid - mein Gott die arme Frau!"

Die beiden Notärzte und noch ein paar Helfer knieten neben Carmen die man endlich von der Last des Autos befreien konnte das sie unter sich begraben hatte.

Die Notärzte verstanden ihr Handwerk, gaben kurze Befehle an die Helfer von dem anderen Rettungswagen.

„Vielleicht können wir das Leben der Frau retten – das Kind wird es leider nicht überleben“ Hartmut hörte inzwischen alles wie durch einen dichten Nebel – weit weg. Das Beruhigungsmittel zeigte Wirkung.

Die Polizisten hatten sich der jungen Frau angenommen – auch ein Sanitäter war bei ihr. Sie zitterte am ganzen Körper – der Schock zeigte so langsam auch bei ihr Wirkung. Der Polizeibeamte sprach zuerst beruhigend zu der jungen Frau. Wollte erst dann den Hergang des Unfalls wissen wenn sie sich etwas beruhigt hatte. Es mußte ein Protokoll aufgenommen werden. Zeugen gab es keine – alles war so schnell gegangen. Nur den Aufprall hatten alle gehört.

Fast eine Stunde kämpften die Ärzte um das Leben von Carmen – dann wurde sie auf einer speziellen Trage vorsichtig in den Krankentransporter geschoben. Überall hingen kleine Flaschen welche die Helfer festgehalten hatten während sie neben der Trage herliefen. Der andere Transporter nahm Hartmut mit – er mußte gegen Schock behandelt werden.

Erst im Krankenhaus wurde Hartmut so richtig bewußt, was eigentlich passiert war. Die Operation seiner Frau dauerte nun schon fast zwei Stunden. Vorsichtig setzte er sich auf, konnte es auf der Liege nicht mehr aushalten.

Dann endlich kamen die Ärzte aus dem Operationssaal. Mit ernster Mine berichtete der Chefarzt von der vorangegangenen Operation seiner Patientin. Sie würde durchkommen. Schwere innere Verletzungen – aber mit ein wenig Glück.

Das Kind? „Was ist mit unserem Kind?“ Die Angst über die Antwort fing an, Hartmut wieder langsam die Kehle zuzuschnüren.

„Wenn es die heutige Nacht überlebt kann es ihre Frau vielleicht behalten – so ein junges Leben ist zäh – wehrt sich“, meinte der Arzt nachdenklich. „Da müssen wir wirklich abwarten – so lange wie das Kind nicht mit Blut versorgt wurde – das ist sehr kritisch – wollen hoffen dass es keine zusätzlichen Komplikationen gibt“ Der Arzt sah Hartmut sehr nachdenklich an, wollte noch etwas sagen. Nein, er mußte den Mann schonen – er konnte ihm nicht die ganze Wahrheit verraten. Es war so schon schlimm genug für den armen Mann.

Hartmut sollte nach hause gehen – er konnte nichts für seine Frau oder sein Kind jetzt tun – morgen vielleicht ein kurzer Besuch.

„Haben sie jemand der sie abholen kann? Soll ich ihnen ein Taxi rufen?“, fragte eine freundliche Stimme. Stumm nickte Hartmut – ein Taxi wäre gut. Seine Gedanken drehten sich jetzt nur um seine Frau und um das noch ungeborene Leben.

Schlafen? Nein, immer wieder drang dieses klatschende Geräusch ins Bewußtsein von Hartmut. Er machte sich schwere Vorwürfe. Warum um alles in der Welt hatte er nicht selbst die Brötchen geholt. Irgendwann schlief er dann doch vor Müdigkeit und Erschöpfung ein.

Schon früh am Morgen schreckte er hoch. War alles ein böser Albtraum gewesen? Nein, der Platz neben ihm im Bett war leer. Wie eine Lawine kam der gestrige Tag wieder in sein Bewußtsein zurück. Die Firma anrufen – er konnte heute nicht arbeiten. Es meldete sich eine fremde verschlafene Stimme. In der Aufregung hatte sich Hartmut anscheinend auch noch verwählt – stammelte verwirrt eine Entschuldigung. Dann endlich, die Sekretärin der Werkstatt war am anderen Ende. Selbstverständlich würde sie für ein paar Tage Urlaub eintragen – sprach ihr Mitgefühl aus.

Den Taxiruf – wo war das Telefonbuch? Das organisierte sonst immer alles seine Frau. Selbst Autofahren traute er sich nicht zu. Seine Hände zitterten immer noch von der Aufregung. Er fühlte sich müde und zerschlagen. Dachte immer wieder an seine Frau. Hoffentlich konnte das Kind auch überleben.

Der Taxifahrer schien zu ahnen, in welcher Verfassung sich sein Fahrgast befand. Nur aus dem Funkgerät ertönte ab und zu leise irgend eine Stimme – sonst war nur das Motorengeräusch und das Rollen der Räder auf dem Asphalt zu hören.

Das Tor zum Krankenhaus tauchte auf. „Soll ich sie nachher wieder hier abholen?“ Der Taxifahrer reichte Hartmut eine Visitenkarte, dort stand die Telefonnummer.

„Carmen Bonner“, sagte Hartmut leise, als er den fragenden Blick des freundlichen Herrn hinter der Scheibe des Pförtneraumes sah. Der tippte den Namen in den Computer ein. „Sind sie Angehöriger?“, fragte der Mann im Büro dann, als er die Dateninformation bekam. Hartmut nickte und bejahte mit leiser brüchiger Stimme. „Intensivstation, zweite Etage rechts – melden sie sich aber am Eingang an“, bekam er zur Auskunft.

Der Fahrstuhl brauchte unheimlich lange bis er im zweiten Stock ankam – zumindest hatte Hartmut den Eindruck. Er war innerlich so angespannt, dass man ihm seine Aufregung direkt ansehen konnte.

Die Tür war leicht zu finden. Bitte Klingel betätigen – nicht eintreten ohne Aufforderung, stand groß auf einem Schild direkt über einem gut sichtbaren Taster. Kaum hatte Hartmut den Klingelknopf betätigt, wurde er aufgefordert, seinen Namen zu nennen. Er beugte sich in Richtung der Türsprechanlage: „Hartmut Bonner“. „Moment bitte, sie werden gleich abgeholt“, ertönte es ohne Verzögerung aus dem Lautsprecher.

Die Sekunden wurden zu Minuten. Dann öffnete sich eine Türe. Eine freundliche Krankenschwester forderte Hartmut auf, mit ihr zu kommen. Schuhüberzüge, Schutzmantel und Hände desinfizieren – das mußte sein, bevor er in den Raum gehen durfte, wo seine Frau lag.

So eine Technik hatte Hartmut noch nie gesehen. Überall blinkten Lampen und verliefen Schläuche. Fast mitten im Raum stand das Bett auf dem seine Frau mit einem weissen OP-Hemd bekleidet lag. Das gleichmäßige Piepen der Herzfrequenzmessung war fast beruhigend. Seine Frau lebte. Hatte die Augen aber geschlossen. „Nur kurz – die beiden brauchen sehr viel Ruhe“, mahnte der Arzt.

Die Beiden. Der Arzt hatte wirklich „die Beiden“ gesagt. Gottseidank, das Kind war am Leben. Carmen öffnete kurz ihre Augen – erwiderte den Druck der Hand von Hartmut – fast als ob sie damit sagen wollte, dass alles in Ordnung wäre. Dann schien sie schon wieder in einen Dämmer Schlaf zu fallen.

Fast zwei volle Stunden saß Hartmut noch schweigend neben dem Bett und beobachtete „die Beiden“, die ihm das liebste auf der Welt waren.

Die Beruhigungs- und Schmerzmittel mußten schuld sein. Ja bestimmt! Nicht einmal hatte sein kleiner Wildfang sich im Bauch der Mutter bemerkbar gemacht. Aber dass seine kleine Tochter lebte, bewies das schwache Signal, dass die Herzfrequenz überwachte. Es war bestimmt doppelt so schnell, wie das Signal von der Mutter. Manchmal ertönten beide im gleichen Takt.

„Ihre Frau wird wieder ganz gesund werden“, wurde Hartmut aus seinen Gedanken gerissen.

Jetzt konnte er beruhigt nach Hause gehen – morgen war seine Frau bestimmt wach und er konnte sich mit ihr unterhalten.

So besuchte er jeden Tag „die Beiden“ und von Tag zu Tag ging es seiner Frau tatsächlich besser.

Dann wurde Carmen sogar auf ein normales Zimmer verlegt. Es gab zwar immer noch viele Apparaturen um ihr Bett herum aufgereiht, aber schon deutlich weniger als in der Intensivstation.

Seit dem Unfall schien das Kind die Freude am Strampeln verloren zu haben. Carmen hatte bis jetzt Hartmut noch nie etwas verschwiegen. Dass sie etwas verbarg, war für ihn wie ein offenes Buch.

Immer drängender wollte Hartmut wissen, was sie vor ihm verheimlichte. Aus den Augenwinkeln von Carmen drängten ein paar Tränen, als sie endlich das Geheimnis lüftete: „Das Kind – es ist etwas mit unserem Kind passiert“

„Aber die Ärzte haben doch gesagt, dass es überleben wird?“, fragte Hartmut mit versteinertem Gesichtsausdruck.

„Es wird leben“, flüsterte Carmen. „Aber es war lange Zeit ohne Blutversorgung, die Nabelschnur war abgedrückt gewesen“. Sie konnte jetzt ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. „Es wird geistig schwer behindert sein“

Hätte Hartmut jemand eine Keule ins Genick geschlagen wäre dies vermutlich noch harmlos dagegen gewesen als das, was er in diesem Augenblick fühlte.

Praktisch brach eine Welt zusammen. Er und seine Frau hatten sich schon so gefreut, bald mit dem kleinen Wesen eine richtige Familie sein zu können – und jetzt so eine niederschmetternde Nachricht.

In manchen Fällen gäbe es immer noch eine kleine Hoffnung – hatten die Ärzte gesagt. Man müsste einfach abwarten.

Der Tag der Geburt war für die Familie Bonner nicht unbedingt ein Tag der Freude. Die Angst was alles auf sie zukommen würde überwiegte alles andere. Die Ultraschallmessungen hatten eindeutig gezeigt, dass das Kind geistig geschädigt worden war. Der Kopf war übergroß ausgebildet, der Körper

praktisch nicht mehr viel weiterentwickelt. Die Ärzte hatten etwas von punktieren gesagt. Das Wasser aus dem Gehirn des Kindes bringen.

Die Geburt war mehr als anstrengend und schmerzhaft. Fast hatte man noch im letzten Augenblick sich entscheiden müssen, einen Kaiserschnitt zu machen. Deutlich war der übergroße „Wasserkopf“ und die verkümmert aussehenden Arme und Beine zu sehen. Die Augen waren noch geschlossen. Das Kind mußte sofort zur Untersuchung. Wenn man das Wasser nicht aus dem Gehirn bringen konnte, würde es keine Stunde überleben.

Banges Warten der Eltern. Es war schon fast später Nachmittag in der Säuglingsstation. Klein „Jennyfer“ war von der Untersuchung zurückgebracht worden. Die Ärzte berieten sich sehr lange, während sie vor dem kleinen Bettchen standen, in dem Baby Jenny lag.

Dann durften die Eltern zum erstenmal ihr Kind sehen. Hartmut erschrak deutlich. Die Ärzte hatten dem Baby nicht helfen können. Die Punktierung hatte keinen Erfolg gezeigt.

Einer der Ärzte sah die verzweifelte Reaktion des Vaters und klärt ihn auf: „Es war kein Wasser im Gehirn. Das Kind hat eine ungewöhnlich große Gehirnmasse – so etwas haben wir bisher noch nie in der Medizin erlebt“

Die Mutter darf jetzt ihr Baby in den Arm nehmen. Das ist der Moment, wo die Mutter entscheidet, dass sie ihr Kind unter allen Umständen großziehen will – egal wie stark es geistig und körperlich geschädigt ist. Das kleine Bündel liegt ruhig in ihrem Arm – meckert nicht wie all die anderen kleinen Babys, weil sie Hunger haben.

Das kleine Wesen strahlt eine richtige Wärme aus – nein es ist kein Fieber, es fühlt sich nur so an. Als der Vater eines der winzigen Hände seiner Tochter berührt, ist auch bei Ihm der Bann gebrochen. Vielleicht lässt sich auch die Behinderung mit der Zeit etwas beheben.

Am nächsten Tag werden die Eltern mit einem strahlenden Lächeln belohnt. Zwei kleine himmelblauen Augen starren neugierig in die Gesichter von Carmen und Hartmut, wie wenn sie ihnen Hoffnung machen wollten, nicht an dem was auf sie zukommt, zu verzweifeln.

Sechzehn Jahre später. Die Liebe von Eltern kann sehr viel tragen und überwinden. Aber es ist mehr als anstrengend, sich jeden Tag um ein schwerstbehindertes Kind zu sorgen. Carmen war gesundheitlich seit dem Unfall nicht mehr so auf dem Damm. Zunehmende Beschwerden machten den Alltag

immer schwerer. Die inneren Verletzungen hatten zu Verknorpelungen geführt die sich wie ein Geschwür immer weiter vergrößerten. Operation auf Operation war die Folge. Die letzte Diagnose lautete Krebs. Die vielen Operationen hatten den Körper ausgezehrt – auch die stetige Sorge um die schwerstbehinderte Tochter.

Hartmut arbeitet fast Tag und Nacht – versorgte nebenher nicht nur die Tochter, sondern mußte sich auch zunehmend um seine Frau kümmern. Seine Arbeitskollegen überraschte es nicht, als es eines Tages hieß, dass ihr Kollege mit einem Herzinfarkt zusammengebrochen wäre und auf dem Weg ins Krankenhaus verstorben sei.

Die sechzehnjährige Tochter mußte in ein Heim für geistig und körperlich Schwerstbehinderte eingewiesen werden – die Mutter lag schon wieder im Krankenhaus – Krebsoperation. Ihr Wunsch, ihre Tochter noch einmal sehen zu dürfen, wurde ihr nicht mehr erfüllt. Sie hatte sie trotz aller Behinderungen ins Herz geschlossen, vielleicht sogar noch viel stärker als sie es mit einer gesunden Tochter getan hätte.

Das Mädchen saß immer anteilnahmslos im Rollstuhl. Nie kam ein Laut der Klage über ihre Lippen. Die Augen schienen allerdings alles zu erfassen und man hatte zuweilen den Eindruck, dass sie auch eine gewisse Aufmerksamkeit ausdrückten.

In der Nacht, als ihre Mutter starb, berichteten die Pfleger von einem eigenartigen Erlebnis. Jennyfer hatte mitten in der Nacht genau um ein Uhr siebenundzwanzig angefangen zu weinen. Das sonst so ruhige Mädchen sei nicht mehr zu beruhigen gewesen. Diese Zeit war der exakte Zeitpunkt, an dem ihre Mutter gestorben war. Ab der Nacht saß sie wieder wie zuvor in ihrem Rollstuhl und jeder war der Meinung, dass sie absolut nichts von ihrer Umwelt mitbekam.

Dass Jennyfer Bonner einmal der einzige Mensch sein würde, der die Menschheit vor der totalen Vernichtung bewahren konnte – das hätte bestimmt niemand geglaubt, wenn er den schwächlichen Körper mit dem überdimensionalen „Wasserkopf“ so zusammengesunken im Rollstuhl sah.

## Kapitel 4 Der gefangene Geist

Wärme, Geborgenheit, Gefühle des Glücks und die Geräusche die es schon inzwischen kannte. Eine beruhigende Stimme. Sinneseindrücke die immer deutlicher an das kleine sich entwickelnde Bewußtsein drangen.

Es steckte in einem kleinen Körper der sich sogar bewegen lies - unkontrolliert noch, aber es war ein unwahrscheinlich gutes Gefühl, ihn zu spüren.

Dann plötzlich änderte sich alles. Die wohlige Wärme war noch da, aber etwas schien sich grundlegend an der Umgebung geändert zu haben. Panische Gedankenketten drangen an das kleine Bewußtsein. Schmerz? Ja es war ein großer Schmerz der alle anderen Sinneseindrücke abgelöst hatte. Irgend etwas stimmte nicht, versuchte das kleine Bewußtsein zu verdrängen. Warum, was war passiert?

Kämpfen - das Bewußtsein mußte dagegen kämpfen in seiner Existenz vernichtet zu werden. Es brauchte alle Kraft, um am Leben zu bleiben. Holte aus dem kleinen Körper alle Energiereserven - es war das wichtigste, dass es überlebte, auch wenn der Entzug der Energien dem kleinen Körper immer mehr Schaden zufügte.

Normalerweise kamen die Energien bisher immer von aussen, von dieser Hülle die es schützend umgab. Die Energie war schlagartig versiegt.

Kämpfen ums überleben - sonst nichts mehr.

Dann nach unendlich langer Zeit kam plötzlich wieder der erste Sinneseindruck von aussen. Eine vertraute Stimme. Energie von aussen. Gierig versuchte der kleine Körper sich jetzt wieder zu holen was er brauchte.

Es war zu spät. Nur das Bewußtsein hatte überlebt. Der kleine Körper hatte großen Schaden erlitten, viele Funktionen waren tot - für immer nicht mehr regenerierbar.

Aber das Bewußtsein hatte überlebt und war so stark wie zuvor.

Immer mehr Energie kam jetzt von aussen, floss durch den noch einzig funktionierenden Bereich des kleinen Körpers, der damit etwas anfangen

konnte. Das winzige Gehirn. Milliarden Gehirnzellen entwickelten eine gigantische Aktivität.

Das Bewußtsein wurde stärker als je zuvor - regte das Wachstum von noch mehr Gehirnzellen an. Den kleinen Körper konnte es nicht mehr spüren - er hatte das Geschehen nicht unbeschadet überstanden, war nur noch eine notwendige Hülle.

Aufregung - das Bewußtsein mußte seine bisherige Umgebung verlassen. Schmerz, fremde Stimmen - aber auch vertraute Stimmen. Sorge war aus den vertrauten Stimmen zu hören.

Es war kalt ausserhalb der bisher schützenden Umgebung. Das Bewußtsein war plötzlich umgeben von vielen fremden Eindrücken, hatte Angst - wo war die vertraute Stimme geblieben.

Ein neues seltsames Geräusch machte ihm zusätzlich Angst. Erst jetzt bemerkte es, dass sein eigener kleiner Körper dieses fremde Geräusch verursachte. Er weinte - beklagte sich gegen diese Behandlung.

Schmerzen - irgend etwas fügte im Schmerzen zu - immer und immer wieder. Das war eine grausame Welt. Das Bewußtsein wollte wieder zurück in die schützende Umgebung. Dort war es geborgen, sicher dass sein kleiner Körper nicht gequält wurde.

Dann hörte es plötzlich wieder diese vertraute Stimme, Fühlte eine vertraute Wärme. Der kleine Körper lag in den Armen der Mutter. Jetzt war bestimmt alles gut.

Etwas berührte den kleinen Körper. Die Stimme, die zuvor so sorgenvoll geklungen hatte, drückte plötzlich Freude aus – der Vater.

Licht, es war sehr grell. Das Bewußtsein befahl dem kleinen Körper die Augenlider wieder zu schließen – fast die einzigste Funktion des Körpers, die es noch in der Lage war zu steuern. Irgendwann sahen dann doch die beiden Augen in das Gesicht der Mutter und des Vaters.

Die beiden hatten dem Bewußtsein einen Namen gegeben. Jennyfer sollte es heissen. Vor allem die Mutter sprach diesen Namen so liebevoll aus. Das war beruhigend. Die Mutter würde das kleine neugeborene Wesen mit ihrem Leben beschützen.

Jahre vergehen.

Das Bewußtsein ist sehr mächtig geworden. Aber es ist anders wie all die anderen Bewußtseins, die gewöhnlich in biologischen Körpern wohnen. Diese Individuen nannten sich Menschen und konnten ihren Körper bewegen und mit ihrem Geist steuern.

Jennyfer konnte ihren Körper nicht einmal spüren, geschweige denn, ihn bewußt steuern. Sie kannte inzwischen auch den Grund: Ihre Mutter hatte einen schweren Unfall gehabt, dabei war der Schaden entstanden.

Das Sprachzentrum funktionierte nicht. Es wurden keine Impulse zu den Nervenbahnen geleitet, sie konnte Arme und Beine nicht bewegen. Die Muskeln, ohnehin schon nicht richtig entwickelt, verkümmerten vollständig.

Die Sehkraft war allerdings fantastisch entwickelt und hören konnte sie alles, selbst wenn es noch so leise war. Irgendwann fand Jennyfer heraus, dass sie sogar weit besser sehen und hören konnte wie all die anderen Menschen um sie herum. Sie konnte die Gedanken der Menschen hören und "sah" Dinge, die offensichtlich die anderen nicht sehen konnten.

Wenn ihre Mutter sie im Rollstuhl spazierenfuhr, erfreute sie sich nicht nur an der Schönheit der Blumen, sondern an dem Wunder der Energiestrukturen die hinter dem Geheimnis der Natur steckten - sie konnte es mit ihren Augen sehen.

Jennyfer sah aber noch etwas anderes, es war alarmierend: Der Körper ihrer Mutter war krank. Er wurde von Tag zu Tag schwächer.

Ihr Vater rieb sich in der Arbeit und der Sorge um seine Familie auf. Jennyfer konnte nichts tun, um den beiden zu helfen. Es war eine grausame Marder mit "zusehen" zu müssen, wie zuerst der Vater starb und dann die Mutter mit einer niederschmetternden Diagnose im Krankenhaus landete.

Jennyfer fühlte, wie das Leben aus dem Körper ihrer Mutter wich. Sie hatte noch nie geweint seit dem Tag, als sie sich so an dem Geräusch des Weinens erschrocken hatte - jetzt lies sie es zu, dass ihr Körper dieses Geräusch mit voller Lautstärke produzierte.

Man hatte sie in ein Heim gebracht. Dort wohnten viele Menschen, die ebenfalls ihren Körper nicht steuern konnten - viele besaßen auch fast keine Fähigkeiten, richtig denken zu können.

Ein Jahr war vergangen, die Pfleger behandelten sie gut. Ein junger Mann, der Ersatzdienst leistete, kam besonders oft, um an sonnigen Tagen sie in ihrem

Rollstuhl spazieren zu fahren. Mit ihren Augen konnte sie die Freude über einen solchen Spaziergang ausdrücken.

Der junge Mann sah sehr oft in die himmelblauen Augen von Jennyfer - irgendwie hatte er sich in diese überaus intelligent blickenden Augen richtig verliebt.

"Bedauerlich, dass dieses Mädchen nicht sprechen kann", dachte er bei sich, "so erfahre ich nie, ob ihr diese Spaziergänge auch wirklich Freude bereiten".

"Wenn du mich doch nur verstehen könntest", murmelte er leise, als er in die aufmerksam blickenden Augen von Jennyfer sah. "Nur ein Augenblinzeln, wenn du überhaupt etwas verstehen könntest", resignierte er traurig.

Das konnte doch nicht wahr sein. Seine Pflegeperson hatte gerade wirklich mit den Augen geblinzelt. Das war bestimmt eine Täuschung gewesen - weil er es sich so gewünscht hatte, dass sie ihn verstand. Es war ja nicht möglich. Jennyfer war nie in eine Schule gegangen - immer nur alleine zuhause bei der Mutter gewesen – wie sollte sie da überhaupt etwas verstehen.

Benny stellte sich direkt vor seine Schutzbefohlene: "Kannst - du - mich - verstehen?" fragte er langsam und möglichst deutlich.

Jennyfer kniff die Augen zusammen und konnte ihre Freude nicht verbergen, dass es doch möglich war, mit den anderen Menschen Kontakt aufzunehmen. Aufgeregt kniff sie ihre Augen noch ein paarmal zusammen dass dieser junge Mann es auch als Antwort wirklich registrierte.

"Gefallen dir diese Ausflüge?", kam jetzt gleich seine nächste aufgeregte Frage.

Das heftige Zukneifen der Augen von Jennyfer war Benny Antwort genug.

Bisher war man davon ausgegangen, dass die Patientin Jennyfer Bonner schwerstens geistig und körperlich behindert war. Diese Neuigkeit, dass sie alles verstehen konnte teilte Benny sofort dem Professor mit, der dieses Heim leitete.

Nicht nur der Professor stand nach der ersten "Untersuchung" im Raum - auch ein paar andere Kollegen waren zugegen.

Einer dieser Kollegen, ein Wissenschaftler von Amerika, war Spezialist auf dem Gebiet der Neurologie und wies den Dolmetscher an, die Patientin zu fragen, ob sie ihren Körper spüre, oder sich nur nicht bewegen könnte.

Man hatte zuvor mit Jennyfer vereinbart, dass ein Augenzwinkern ein "Ja" bedeutet, und zwei Augenzwinkern ein "Nein".

Der Dolmetscher kam gar nicht zum übersetzen - die Patientin zwinkerte sofort zweimal mit den Augen, was bedeutete, dass sie ihren Körper nicht spüren konnte und aber auch gleichzeitig, dass sie die fremde Sprache verstanden hatte.

"Kannst du Englisch verstehen", fragte jetzt der Professor und kam sich ehrlich gesagt recht dumm vor, sich gleich mit so einer Frage blamiert zu sehen. Allerdings war das einmalige zusammenkneifen der Augen seiner Patientin Antwort genug.

Wie war so etwas möglich?

Instinktiv ahnte der Professor in diesem Moment, dass er in seinem Hause eine Patientin betreute, die für eine wissenschaftliche Sensation sorgen würde.

Wie konnte er in diesem Moment auch wissen, dass seine Patientin noch für viel mehr als nur für eine wissenschaftliche Sensation sorgen würde.

## Kapitel 05 Unbesiegbar

Die Nanoroboteinheiten hatten aufgrund der Scannung dieses Planeten festgestellt, dass es dort eine Spezies gab, die über eine ungewöhnliche Überlebenstaktik verfügte und sich von allen Arten fast am optimalsten den Umweltbedingungen angepasst hatte. Die Spezies wurden Spinnen genannt.

In solch einer Strukturform bewegte sich der Kampfroboter landeinwärts und fing an, die gefährliche Spezies Mensch zu neutralisieren. Gleich am Strand traf er auf drei dieser gefährlichen Individuen und die Desintegrationsfeldstrahlen lösten deren Biomasse innerhalb eines Sekundenbruchteils vollständig auf. Die Alphawellen hatten eindeutig gezeigt, dass diese drei Wesen feindlicher Natur gewesen waren und ihn angegriffen hätten, wenn er ihnen die Möglichkeit dazu ließ.

Je weiter die Kampfeinheit ins Landesinnere vordrang, umso mehr dieser gefährlichen Wesen tauchten auf, um ihn zu bekämpfen.

Die Ortung ergab, dass die Kampfeinheit gleich in einer dieser Großstädte der Menschen ankommen würde. Die Zentralrechnereinheit berechnete die Größe des Desintegrationsfeldes um das gesamte Gebiet zu umschließen und fuhr die Mikrogeneratoren für die Energieerzeugung langsam hoch. Die zuvor aufgenommene Materie wurde dabei als "Brennstoff" zur Energieerzeugung verwendet.

Das Desintegrationsfeld wurde ausgesendet - ein anschließender kurzer Scann zeigte, dass alle feindlichen Individuen erwischt worden waren.

Die niederschmetternde Nachricht, dass soeben die Hauptstadt von Brasilien vollständig vernichtet worden war, führte weltweit zur Panik.

Das was im Meer vor der Küste Brasiliens niedergegangen war, konnte unmöglich ein gewöhnlicher Meteor gewesen sein. Vielmehr wußte man jetzt mit ziemlicher Sicherheit, dass es eine noch völlig unbekannte Kampfmaschine sein mußte, die gnadenlos alles was auf ihrem Weg lag vernichtete.

Warum der Angriff erfolgte, wußte niemand. auch nicht woher dieses Ungetüm kam.

Die NATO hatte bereits reagiert und die Soldaten machten sich bereit, dieses Ungetüm zu zerstören.

Es gab auch schon die ersten Bilder dieser "Kampfmaschine". Am Strand, nahe des Einschlagortes dieses angeblichen Meteors hatten Wissenschaftler eine Kamera gefunden, auf der ein Reporter Bilder dieser Bestie hatte bannen können. Vermutlich war er und sein Team bei der Anfertigung dieser Aufnahmen getötet worden.

Das Gebilde sah aus wie eine gigantische Spinne und für einen kurzen Moment hatte man auf dem Film sehen können, wie aus einer Öffnung an der Unterseite dieses Monsters ein gleissender Lichtstrahl geschossen kam, den Reporter kurz einhüllte, und dieser dann einfach verschwand.

Die Spur der Vernichtung konnte direkt vom Strand bis ins Landesinnere verfolgt werden.

Von der Großstadt existierte nichts mehr. Die Häuser sahen aus, als ob sie jemand zu Staub zermalmt hätte. Überlebende gab es keine mehr.

Jeder der Militärs war sich sicher, dass sie es hier mit einem gnadenlosen Gegner zu tun hatte, der nur auf Vernichtung programmiert war.

Das Ungetüm bewegte sich mit einer ungeheuren Geschwindigkeit vorwärts. Meldung auf Meldung traf in den Nachrichtenzentralen ein, wenn es die nächste Stadt erwischt hatte.

Der Angriff des Militärs erfolgte am frühen Morgen. Die Flugzeugstaffel hatte keine Mühe, den Zweitausendtonnenkoloss zu orten. Die mitgeführten Raketen würden ausreichen mit ihrer Sprengkraft diesen Koloss wieder dahin zurückzubefördern, woher er gekommen war - in den Weltraum.

Der Feuerbefehl erfolgte zentral und an den vielen Kondensspuren konnte man sehen, wohin die Sprengköpfe gelenkt wurden.

Es gab einen mächtigen Rumser, als die Raketen ihr Ziel fanden und alle gleichzeitig explodierten. Das Gebilde glühte grellweis auf, die Flugzeugführer brachten ihre Maschinen sofort aus der Gefahrenzone bevor dieses Ungeheuer als Staub in den Weltraum geschossen wurde.

Die Ladung hätte ausgereicht, die zehnfache Masse dieses Ungetüms aus härtestem Stahl zu pulverisieren.

Wie eine gewaltige Feuerkugel blähte sich das Monster noch einmal auf bevor es zerbersten würde.

Die Meldung, dass man die Kampfmaschine vermutlich mit Erfolg gesprengt hätte verhallte noch in den Lautsprechern als der Gegenangriff erfolgte.

Wie bei einem Blitzlichtgewitter griffen plötzlich grelle Lichtstrahlen nach den Kampfflugzeugen und sobald diese in das Licht eingehüllt wurden, verschwanden sie sofort vom Radar.

Nicht einmal drei Sekunden hatte der Gegenschlag gedauert - es waren keine Kampfflieger mehr am Himmel zu sehen. Alles ausgelöscht, einfach verschwunden.

Die traurige Gewissheit, dass man diesem Monster nicht mit konventionellen Waffen beikommen konnte hatten mehr als hundert Flugzeugführer mit dem Leben bezahlt.

Die nächste Großstadt, die auf der Route dieses Monsters lag, konnte nicht mehr vor der Zerstörung gerettet werden.

Obwohl jeder die Folgen kannte, entschied man, jetzt dieser unbekanntes Kampfmaschine mit Atomwaffen zu Leibe zu rücken.

Es würde bestimmt Verluste unter der Zivilbevölkerung geben, aber keiner sah eine andere Möglichkeit, den Angreifer anders stoppen zu können.

Zwölf Großstädte hatte diese Kampfmaschine schon vollständig von der Landkarte radiert. Es war kurz vor sechzehn Uhr als das Flugzeug mit der gefährlichen Fracht an Bord am momentanen Aufenthaltsort der gigantischen Kampfmaschine ankam.

Fast zweihundert andere Flugmaschinen starteten einen Ablenkungsangriff damit die Atombombe richtig platziert werden konnte.

Wer einmal von dem gleissenden Abwehrstrahl von diesem Kampfgegant erfasst worden war, hatte keine Chance mehr zu entkommen.

Der Plan gelang. Als die Halterung für die Atombombe gelöst wurde, setzte jeder die Hoffnung darauf, dass damit der Angriff dieser fremden Kampfeinheit endgültig gestoppt werden konnte.

Mit einem pfeifenden Geräusch fand die atomare Bombe ihr Ziel.

Ein gewaltiger Lichtblitz raste durch die Luft, gefolgt von einer Druckwelle, die die Flugmaschinen wie welches Laub durcheinanderwirbelte.

Da wo die Kampfmaschine gestanden hatte bildete sich langsam ein Pils aus Staub und vermutlich der zersprengten Materie dieses Kolosses. Der Pils stieg höher und höher, während auf dem Boden wellenartige Ringe aus aufgewirbelter Erde sich immer weiter ausbreiteten.

Das Trägerflugzeug mit den Ortungssystemen flog etwas näher an den Schauplatz des Geschehens.

Das Kampfmonster schien zerstört. Nur eine leuchtende Wolke aus Staub und Dreck schien übriggeblieben zu sein.

Der Cheffunker wollte gerade eine entsprechende Meldung durchgeben, als er plötzlich eine ungewöhnliche Hitze fühlte, die seinen Körper zu durchfließen schien. Das Aufklärungsflugzeug war vom Himmel verschwunden - erfasst vom Desintegrationsstrahl dieser fremden Kampfbrobotereinheit.

Nur wenigen Flugzeugführern gelang die Flucht aus dem Gefahrengebiet bevor auch sie von dem Desintegrationsstrahl erfasst wurden.

Weltweit sorgte die Meldung über die "Unbesiegbarkeit" dieses Monsters für Resignation und Verzweiflung. Offensichtlich wollte diese Kampfmaschine Stadt um Stadt vernichten - gnadenlos, ohne die geringste Chance zur Gegenwehr.

## Kapitel 6 Jennyfer

John hatte seine Familie auf dem Land, irgendwo versteckt in den Bergen in Sicherheit gebracht.

Dieses Monster schien ein Kampfroboter einer fremden ausserirdischen Spezies zu sein, der nur ein Ziel kannte: Die Vernichtung der Menschen.

Bald würde die Kampfmaschine auch die Städte in Deutschland angreifen - nur noch wenige Städte in Amerika waren bis jetzt von dem Angriff verschont geblieben.

Die Taktik dieser Maschine schien klar, sie zerstörte zuerst alle großen und wichtigen Zentren und danach würde sie sich den Rest vornehmen.

Die seismologischen Daten liessen ein makaberes Protokoll der Aktivität dieses Mordmonsters zu.

Das nächste Ziel dieser Maschine lag tatsächlich in Deutschland, sie hatte es auf die Hauptstadt Berlin abgesehen. Die Militärs mußten sich inzwischen ein neues Hauptquartier suchen - Berlin. Wie wenn dieses Monster Gedanken lesen könnte, nahm es sofort nach dieser Entscheidung der Militärs Kurs auf Berlin um diese Stadt zu zerstören.

Auf der Route dieses Monsters gab es aber noch ein Ort, der alles verändern sollte. In ruhiger Landschaft gelegen, standen die Gebäude einer Klinik, in der schwerstbehinderte Menschen eine Zuflucht fanden.

Benny bemerkte, dass seine Patientin heute besonders aufgeregt schien. Sein Ersatzdienst war bald um, er hatte ihr aber versprochen, da er in der Nähe wohnte, sie oft zu besuchen und mit ihr die so geliebten Spaziergänge zu unternehmen.

Vermutlich machte sich Jennyfer deshalb Sorgen, weil er bald nicht mehr den ganzen Tag da war. Die Frage danach verneinte sie allerdings.

Im Fernsehen wurde gerade schon wieder eine Nachricht über diese Monstermaschine gebracht, die man schon seit Wochen versuchte zu bekämpfen. Selbst die Sprengkraft einer Atombombe hatte dieses Ding nicht zum Stoppen gebracht.

"Macht dir diese Nachricht Angst?" fragte Benny deshalb sein Schützling, obwohl er wußte, dass es inzwischen keinen Menschen mehr gab, der nicht Angstschweiß bekam, wenn er das Maß der Zerstörung dieser Maschine sah.

Jennyfer signalisierte allerdings, dass sie keine Angst hätte. Benny hatte inzwischen schon zusammen mit dem Professor ein System herausgefunden, wie er mit Jennyfer kommunizieren konnte. In einer Art Matrix konnte er recht schnell wichtige Kernbegriffe durch Ja- oder Neinentscheidungen herausfiltern. Das klappte inzwischen schon recht gut und auch schnell.

Nach wenigen Spalten und Zeilenabfragen stand auf dem Computerbildschirm der Satz: Kontakt - Herstellen - Fremdwesen.

Benny verstand den Sinn nicht, rief den Professor zur Hilfe.

"Heisst das, dass dieses Monster mit den Menschen Kontakt aufnehmen will um zu verhandeln?", fragte der Professor etwas irritiert. Er wußte inzwischen, dass Jennyfer gesehene Dinge völlig anderes beurteilte wie die „normalen“ Menschen. Jennyfer verneinte.

"Willst du Kontakt zu diesem Kampfroboter aufnehmen?" Die Frage klang eher ungläubig und zaghaft - aber von der Logik her blieb eigentlich nur noch diese Variante oder Möglichkeit offen. Die Bejahung von Jennyfer war Antwort genug.

"Warum", wollte jetzt der Professor, und auch Benny, neugierig wissen. Langsam lies er die Basisbegriffe auf den Computerdisplay durchlaufen. Sobald die passende Zeile gefunden war, brauchte Jennyfer nur Zeichen zu geben. Die Spalte mit dem Begriff zu finden war die gleiche Prozedur.

Dass Jennyfer über eine ungewöhnliche Intelligenz verfügte, hatte sie schon in langen Test zuvor bewiesen. Selbst bei schwierigsten mathematischen Aufgaben hatte sie immer auf die richtige Lösung getippt. Sie stellte praktisch ein wissenschaftliches Rätsel dar.

Jetzt stand auf dem Bildschirm die Worte: Angreifer - intelligent - Neugierig - Verhandeln - ich - alleine.

Es war schon ungewöhnlich dass der Professor zusammen mit seiner Patientin und Benny in genau die falsche Richtung fuhren, als die, die zum Fluchtweg für all die Personen benannt worden war, die panisch ihre Wohnungen verließen weil sie auf der Route dieses Monsters angesiedelt lagen.

Als sie an dem Ziel angekommen waren wollte natürlich Benny bei seiner Pflegeperson bleiben. Das Mädchen war ihm ans Herz gewachsen - irgendwie hatte er das Mädchen richtig lieb gewonnen. Sie jetzt alleine zu lassen, kam ihm grausam und herzlos vor. Aber es war ihr besonderer Wunsch gewesen. Vielleicht sogar sehr wichtig, dass überhaupt eine Kontaktaufnahme zu dieser fremden Maschine stattfinden konnte.

Schweren Herzens stieg er wieder in das Auto ein und fuhr mit dem Professor auf "Sicherheitsabstand".

Fast eine halbe Stunde dauerte es noch, bis man an den dumpfen Erschütterungen spüren konnte, dass sich dieser ausserirdische Kampfroboter näherte.

"Wir müssen sie wieder dort wegholen - schnell!", flehte Benny den Professor an. Doch der Professor hatte instinktiv das Gefühl, dass seine ungewöhnliche Patientin genau wußte was sie tat. "Nein, wir dürfen nicht zurück - Jennyfer ist so intelligent, die weis bestimmt, warum sie uns weggeschickt hat", mahnte er Benny zur Ruhe.

Jennyfer hatte zum erstenmal das Gefühl, sie könne ihren Herzschlag fühlen. In ihrem Geist "sah" sie dieses fremde Wesen näherkommen. Es war nicht böse. Es befolgte nur Befehle, war aber hochintelligent. Sein Geist war ebenso in einem Körper gefangen wie der ihre. Diese Kreatur wußte nichts von den Menschen, dass sie in einem Zustand der Angst versuchten ihr Leben zu retten, indem sie sich mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln wehrten und den Angreifer versuchten zu beseitigen oder zu bezwingen.

Immer näher kam diese Kampfmaschine – hatte die seltsamen Alphawellen bereits geortet. Ein Mensch? Nur zu einem hohen Prozentsatz. Es war ein Muster, das nicht in die vorgegebene Matrix passte.

Eine neue Waffe vielleicht? Nein, diese Wellenmuster gehörten zu einem biologischen Organismus.

Die laarischen Wissenschaftler hatten dem Kampfroboter alle Eigenschaften auf den Weg gegeben, sich verteidigen zu können. Er war praktisch unbezwingbar, hatte keine Schwachstellen und eine überragende Intelligenz.

Es war schon makaber, aber genau diese überragende Intelligenz war eben die Schwachstelle, die letztendlich ihre so perfekte Erfindung angreifbar machte. Die Maschine war nicht nur überaus intelligent, sondern aufgrund der Nanomedtechnik auch besonders neugierig.

Diese Neugier war jetzt geweckt worden. Auf diesem Planet gab es ein Wesen, das nicht in das allgemeine Schema passte. Schon allein die Tatsache, dass dieses Wesen keine Angst zeigte und sogar von sich aus Kontakt aufnehmen wollte, war mehr als ungewöhnlich.

Die Aktivität der Nanomeds nahm sprunghaft zu. Um zu ergründen, was an diesem Wesen anders war, mußte es assimiliert werden. Damit konnten die Nanomeds den fremden Organismus erforschen und herausfinden, warum er so viel anders war als die Menschen, die es galt zu neutralisieren.

Jennyfer „fühlte“, wie die fremde Intelligenz mit sich selbst um eine Entscheidung kämpfte. Schließlich siegte die Neugier.

Aus der Unterseite dieser gewaltigen Kampfmaschine wuchs plötzlich eine Art Lanze, die sie genau auf der Stirn berührte.

Es war fantastisch. Jennyfer befand sich von einem Moment zum anderen wie in einer anderen Welt. Millionen von Sensoren waren mit der Bewegungssteuerung dieser Maschine verbunden und lieferten laufend Daten an den Zentralrechner der ähnlich einem menschlichen Gehirn aufgebaut war.

Jennyfer spürte die unbändige Neugier dieses Geistes, der in der Maschine gefangen war und sie steuern mußte. Er wollte jetzt alles wissen, erfuhr von Mutterliebe, Sorge um die Kinder, das Leid, welches die Menschen zu ertragen hatten – aber auch von den vielen Gewalttätigkeiten, zu denen Menschen fähig waren.

Wie lange dieser „Gedankenaustausch“ gedauert hatte, konnte Jennyfer nicht sagen. Sie spürte jedenfalls das Bedauern, das jetzt in dem fremden Geist aufkam. Ihm wurde erst jetzt so richtig bewußt, wie viele unschuldige Menschen es in Befolgung eines einzigen Befehles getötet hatte.

Eine andere Kraft versuchte sogleich den „nachdenklich“ gewordenen Geist wieder in die laarischen Direktiven zu zwingen.

Der innere Kampf wurde immer heftiger. Eine Seite wollte den Befehl der Erbauer immer noch ausführen – die Menschheit vollständig vernichten. Die andere Seite war sich bewußt, Unrecht zu tun und wollte verhindern, dass weiterhin Unschuldige ermordet wurden.

Jennyfer verspürte inzwischen wie einen Schmerz, den dieser innere Zwist der Nanomedstrukturen verursachte. Sie war praktisch mit dieser Maschine

verschmolzen und ihr Geist schlug sich logischerweise auf die Seite derjenigen Nanomeds, die den Kampf beenden wollten.

Fast zwei Stunden verharrte die Kampfmaschine auf einer Stelle.

Dann geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte. Die Maschine wurde plötzlich von zuckenden Energieblitzen überzogen und fing an, sich fast genau in der Mitte zu trennen.

Eine der beiden entstandenen Hälften war geringfügig größer – hätte es jemand erfassen können, so wäre dabei genau die Masse herausgekommen, die dem Gewicht eines Menschen entsprach.

Die Meldungen in den Nachrichten überschlugen sich förmlich.

Der Kampfroboter hatte sich aus noch nicht geklärter Ursache in zwei Einheiten gespalten – die jetzt anscheinend erbittert gegeneinander kämpften.

Es gab zwei Personen die genau wußten, wer da gegen wen kämpfte und warum: Benny, der Ersatzdienstleistende und ein Professor für Psychiatrie. Ihnen war sofort klar gewesen, dass nur Jennyfer diese Aktion ausgelöst haben konnte.

Der Kampf konnte gnadenloser nicht sein – dauerte fast zwei ganze Tage. Auf dem Kampfplatz sah es aus, als ob dort zehn Atombomben explodiert seien. Es waren unvorstellbare Kräfte, die dort gegeneinander kämpften.

Bis zum Schluß konnte niemand sagen, welche der beiden Einheiten den Menschen hernach noch gefährlich sein würde. Allerdings hoffte jeder, dass sich die beiden selbst eliminieren würden.

Dann kam der Moment, als einer dieser Roboter offensichtlich einen Fehler gemacht hatte – er verlor zwei der „Beine“ die ihn bisher wieselflink hatten den Angriffen des anderen ausweichen, oder ihn wieder angreifen lassen.

Der Kampf schien entschieden. Das dritte „Bein“ mit all den Desintegrationsstrahleinheiten lag wenige Augenblicke nach der vorherigen Attacke ausgerissen auf dem Kampfplatz. Die Einheit versuchte sich zwar wieder programmgemäß zu regenerieren, aber hatte deutlich an Masse verloren. Selbst das abgetrennte Stück schien ein Eigenleben zu besitzen, explodierte aber kurz nach einem weiteren Formierungsversuch in einer mächtigen Explosion.

Dann kam das Ende. Deutlich geschwächt wurde die beschädigte Kampfeinheit von dem Gegner umklammert und man konnte das knirschende Geräusch

meilenweit hören, als die Strukturen wie in einer Schrottpresse zerquetscht wurden. Die Zentraleinheit schien ihren Geist ebenfalls in einer weiteren Explosion aufgeben zu haben. Gegen die Kräfte eines laarischen Kampfroboters waren alle Programme und Schutzeinrichtungen machtlos. Die Wissenschaftler hatten vermutlich mit allem gerechnet, nur nicht damit, dass jemand ihre Erfindung dazu bringen könnte, sich zu teilen und gegen sich selbst zu kämpfen.

Eine der Einheiten schien nicht mehr funktionsfähig zu sein. Die andere war allerdings aus dem Kampfgeschehen auch nicht ganz unbeschadet hervorgegangen. Die Energiespeicher waren leer – die Nanomeds waren zum Tod verurteilt. Ohne die Energiestrukturen der Mikrorobots konnten sie nicht überleben. Der Geist der Maschine wollte aber überleben – es gab nur eine einzige Möglichkeit.

Jeder hatte gesehen, dass die Maschinen aufgehört hatten, zu funktionieren. Traurig rannte Benny zu dem Kampfplatz, an dessen Rand einsam und verlassen der Rollstuhl von Jennyfer stand.

Das Mädchen hatte sich für die Menschen geopfert und war zusammen mit dem Geist der Maschine gestorben.

Nicht nur er getraute sich zu dem Kampfplatz – auch die Soldaten hatten jetzt den Mut, sich diesen beiden reglos ineinander verkeilt daliegenden Kampfrobotern zu nähern.

Da, genau zwischen den beiden gigantischen Maschinen in der aufgewühlten Erde lag ein menschlicher Körper. Benny hatte zuerst gedacht, dass dies der Körper von Jennyfer wäre – aber es war nicht das Mädchen. Jennyfer war tot – die Maschine hatte sie getötet, das hatte er und der Professor deutlich gesehen.

„Schnell kommt her, da lebt noch eine“, drang plötzlich der Ruf eines der Soldaten an das Ohr von Benny. Es war der Körper, den Benny zuvor hatte reglos zwischen den Maschinen liegen sehen. Tatsächlich bewegte sich dieser Körper noch.

Natürlich wollte Benny helfen – er hatte eine Ausbildung in erster Hilfe. Mit wenigen Schritten war er bei dem Soldaten, der versuchte das Mädchen aus den Trümmern zu ziehen.

Das war schon seltsam, dass die junge Frau so etwas überleben konnte. Bestimmt hatte sie sich zuvor irgendwo hinter den Steinblöcken versteckt und

unwahrscheinliches Glück gehabt, nicht von diesen Monstern zertrampelt worden zu sein.

Sie war splitternackt – warum auch immer – und vor Erschöpfung konnte sie kaum ihren Kopf hochhalten.

Als Benny ihren Körper betrachtete, ob sie irgendwo doch Verletzungen abbekommen hatte, mußte er sich eingestehen, noch nie so eine hübsche junge Frau gesehen zu haben. Sie hatte perfekte Körperformen und die seidenfarbenen Haare ließen sie fast wie einen Engel erscheinen.

„Haben sie irgendwo Verletzungen erlitten? Wie ist ihr Name?“, wollte er mit sorgenvoller Stimme wissen.

Das Mädchen blickte auf und sah ihm direkt in die Augen. Benny durchzuckte es wie ein Blitz – das waren dieselben himmelblauen Augen wie bei Jennyfer.

Der Soldat wunderte sich sehr, dass einem jungen Mann die Nennung eines Namens so einen Schreck einjagen kann – das Mädchen hatte deutlich ihren Namen genannt: „Jennyfer Bonner“

Der „Geist“ der Maschine hatte überlebt. Zusammen mit all den Nanomeds hatte er einen neuen Körper gefunden. Es war ein leichtes, den neuen Körper in Sekundenbruchteilen zu regenerieren und voll funktionsfähig zu machen. Jetzt wohnte er dort zusammen mit einem Bewußtsein menschlicher Natur. Er wußte, dass die Laaren bestimmt noch weitere Kampfroboter schicken würden – darauf mußte er seine neuen „Freunde“ vorbereiten, damit sie überleben konnten.

Autor:

*Aabatyron*

[www.Aabatyron.de](http://www.Aabatyron.de)

Alle Rechte vorbehalten. Jede Kopie für kommerzielle Zwecke, auch auszugsweise oder die Übersetzung in eine andere Sprache, oder irgend eine andere Nutzung bedarf der vorherigen ausdrücklichen Zustimmung und Genehmigung des Autors. Eine Vervielfältigung des Textes ist nur auszugsweise in Teilen des Originals zum Zwecke einer Leseprobe zulässig.

Die Namen sind frei erfunden – Ähnlichkeiten von Namen und Charakteren sind rein zufällig bedingt.